

Kultur

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **22 (2015)**

Heft 244

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zur Erinnerung an den im Februar 85-jährig verstorbenen St.Galler Buchhändler und Antiquar Louis Ribaux. Von Hanspeter Spörri

«Das Geschäft bleibt geschlossen» – der einfache Satz an der Tür zum Antiquariat im Paracelsusgässlein in der St.Galler Altstadt verweist auf die Vergangenheit und führt in die Zukunft. Das Geschäft, das bis vor kurzem geöffnet und danach «vorübergehend geschlossen» war, bleibt dies nun für immer. Louis Ribaux hat über derartige Sätze oft lange nachgedacht. Sie vermittelten ihm nicht nur eine sogenannte Tatsache, sondern waren ihm Anlass zu Gedankengängen über Sein und Zeit, Sinn und Tod.

Er wird manchen auch deshalb fehlen, weil er ein liebevoller Ratgeber war. Weil er wusste, dass mich die Frage umtreibt, wie Medien unsere Sicht auf die Welt verändern, legte er für mich Jochen Hörischs Buch *Bedeutsamkeit – Über den Zusammenhang von Zeit, Sinn und Medien* auf die Seite. Weil er sich daran erinnerte, dass mich Winston Churchill

nicht nur als historische Figur, sondern auch als Autor und als Mann mit vielen Widersprüchen fasziniert, machte er mich auf die 2008 erschienene erstmalige deutsche Übersetzung von *The River War* aufmerksam. Wir haben im Antiquariat später lange über dieses 1899 erstmals veröffentlichte Buch gesprochen. Louis Ribaux fand, dass es gerade heute gelesen werden sollte, weil Churchill darin als 23-jähriger britischer Leutnant und Augenzeuge von der Geburtsstunde des politischen Islam im Sudan

berichtet und die Ignoranz, Arroganz und Grausamkeit der britischen Militärstrategen brandmarkt. Churchills erstaunliches Fazit: «Die, welche gewohnheitsmässig ihrer eigenen Nation ein Monopol auf Tugend und Gemeinverstand zuschreiben, erklären im selben Zug jedes militärische Aufbegehren unzivilisierter Völker durch deren angeblichen Fanatismus. Über die offenkundigen und berechtigten Motive verlieren sie kein Wort.»

Auch Bücher der umstrittenen Islamwissenschaftlerin Annemarie Schimmel reservierte er für mich – nicht weil er ihr in allen Fällen zustimmte, sondern weil er wusste, dass ihre grosse Liebe zum Islam auf einem tiefen Wissen beruht – und dass tiefes Wissen zuweilen blind machen kann.

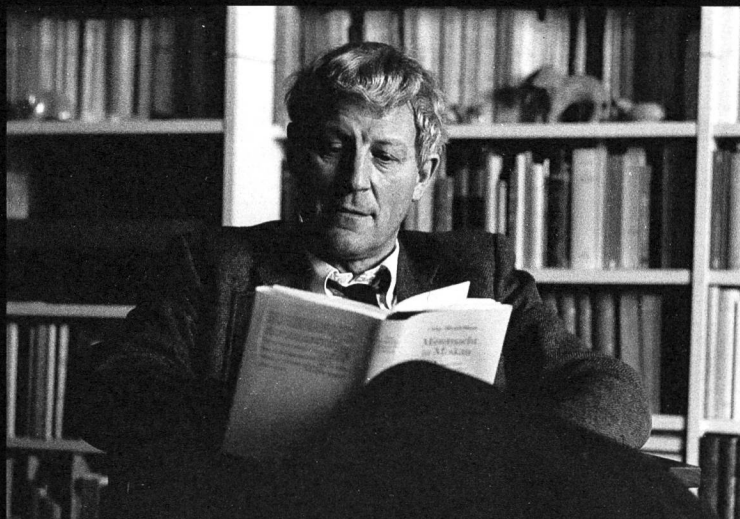
Im Leben bleiben

Kennengelernt habe ich Louis Ribaux Anfang der 1970er-Jahre. Ich war eine oder zwei Wochen lang Schnupperstift in der Fehr'schen Buchhandlung, und er wies mich ein in die Kunst der Schaufenstergestaltung. Ein kerniger,

gutausschender Mann Mitte 40, braungebrannt von Bergwanderungen. Mir legte er damals nahe, Dostojewski zu lesen und eher in den Journalismus als in den Buchhandel einzusteigen, denn wer Bücher verkaufe, leide sein Leben lang darunter, zu wenig Zeit zum Lesen zu haben.

Ich traf ihn Jahre später wieder, als ich «Tagblatt»-Redaktor war und er seine Buchhandlung mit Antiquariat an der Bahnhofstrasse betrieb. Ich weiss nicht mehr, weshalb ich damals Jakob Christoph Heers eigenartig pessimistischen Bergroman *Der Wetterwart* kaufte. Ich weiss nur noch, dass Louis Ribaux sagte: «Es freut mich, dass gerade Sie dieses Buch jetzt haben.» Ein heute fast ganz vergessenes Buch.

Wollte er jemandem erklären, weshalb er das Antiquariat trotz körperlicher Gebrechen weiter betreibe, sagte er: «Ich will nicht einfach am Leben bleiben, ich will im Leben bleiben.» Für diesen Satz erntete er an der Ausserrhoder Kulturlandsgemeinde im Mai 2014 einen Applaus. Im Leben bleiben, das hiess für ihn: Austausch, Auseinandersetzung, Suche. Er war angewiesen auf Mitmenschen, auf einen grossen Kreis von Gleichaltrigen und Jüngeren. «Ich stehe ganz gerne mitten drin im Gewühl, denn – kühn gesagt – wo ich bin, da ist Mitte.»



Louis Ribaux liest. Bild: Privatarhiv

Das Geheimnis, nicht die Lösung

Dass Louis Ribaux tief religiös geprägt war, wurde mir erst bewusst, als er als Gastgeschenk einmal eine Bibel mitbrachte, das Buch der Bücher, das aus seiner Sicht nicht trotz, sondern gerade wegen seiner Widersprüchlichkeit Wahrheit enthält. Es ist ein Buch mit einfachen Geschichten, wunderbarer Poesie, in Teilen unverständlich oder grausam, ein Buch über die Rätsel des Kosmos und des Bewusstseins, die nicht zu lösen sind, auch nicht von den grössten Philosophen. Sie können bestenfalls erfüllt werden, was nach Louis Ribaux. Meinung zum Beispiel dem Basler Astrophysiker Bruno Binggeli gelungen ist. Dessen Buch *Primum Mobile* versucht eine Synthese von Dantes Welt- und Jenseitsbild mit den Erkenntnissen der modernen Kosmologie. Louis hielt es für eine der wichtigsten Neuerscheinungen des 21. Jahrhunderts.

Solche Bücher gab er gerne weiter. Denn in ihnen hat er es gefunden – das Geheimnis, nicht die Lösung.

Leben heisst angeredet werden

Auszug aus einem Vortrag von Louis Ribaux vor der Freimaurer-Loge Humanitas in Libertate im Jahr 1995

1995 hielt Louis Ribaux vor der Freimaurer-Loge Humanitas in Libertate in St.Gallen einen Vortrag mit dem Titel «Königswege der Menschheit». Darin untersuchte er eine Vielzahl von «Königswegen» der Lebensbewältigung und der Sinnsuche aus unterschiedlichsten Kulturen und Zeiten. Alfred Döblin, den Verhaltensforscher William H. Calvin und den griechischen Autor Nikos Kazantzakis zitierte er einleitend als Zeugen des Mottos «Leben heisst unterwegs sein». In der Folge erkundete er Initiationsmythen und -orte wie die Minotaurus-Sage, das Labyrinth von Chartres, die Kunst der Mandalas und die grossen Arkana des Tarot, die Bildhaftigkeit der Träume und schliesslich den siebenstufigen Heilsprozess der Alchemie. Den Abschluss machten Weisheitstexte wie das Totenbuch des alten Ägypten, die Mystik der Hildegard von Bingen und das Tao Te King. Der hier wiedergegebene Auszug etwa aus der Mitte des Vortrags beschäftigt sich mit Martin Bubers dialogischem Menschenbild und mit dem «Königsweg» des Lesens.

Beim Lesen bin ich allein mit einem Buch, aber (wenn es zu einem Gespräch mit dem Autor kommt) keineswegs einsam. In seinen glücklichen Stunden ist der Leser mit jemandem verbunden; er steht im Dialog.

Damit gelangen wir zu einer Schlüsselstelle menschlicher Existenz-Erklärung: zum dialogischen Prinzip. Es steht im Zentrum des Denkens eines Mannes, dessen Bücher nie enttäuschen: Martin Buber (1878-1965). Sein Text *Ich und Du* (1923) gehört zu den grossen Büchern dieses Jahrhunderts. Es setzt mit fast biblischen Sätzen ein:

Die Welt ist dem Menschen zwiefältig nach seiner zwiefältigen Haltung.
Die Haltung des Menschen ist zwiefältig nach der Zwiefalt der Grundworte, die er sprechen kann.
Die Grundworte sind nicht Einzelworte, sondern Wortpaare.
Das eine Grundwort ist das Wortpaar Ich – Du.
Das andre Grundwort ist das Wortpaar Ich – Es; wobei, ohne Änderung des Grundwortes, für Es auch eins der Worte Er oder Sie eintreten kann.
Somit ist auch das Ich des Menschen zwiefältig.
Denn das Ich des Grundworts Ich – Du ist ein andres als das Grundwort Ich – Es.
Grundworte werden mit dem Wesen gesprochen.
Man sagt, der Mensch erfahre seine Welt. Was heisst das?

Die Welt als Erfahrung gehört dem Grundwort Ich – Es zu. Das Grundwort Ich – Du stiftet die Welt der Beziehung.

Man kann diese Texte hundertmal lesen und immer wieder darüber staunen und meditieren! Mein Leben ist also immer ein Doppeltes: ein Leben mit anderen «Wesen» und ein Leben mit «Dingen». Wirklichkeit, so sehe ich es plötzlich, ist nicht eine zum vorneherein gegebene Substanz, sondern etwas Geschehendes: Realität ist nichts Stoffliches, sondern besteht aus Möglichkeiten. Am dialogischen Leben sind alle meine Sinne beteiligt. Die Wahrnehmung ist immer da und lässt sich «mit allen Poren meines Lebens» von mir empfangen. Im Moment, da es gelingt, «die sieben Eisenbänder um unser Herz» aufzubrechen, kann sogar das Schweigen zwischen Menschen mitteilbar sein.

Wir können den «Dialog» Freundschaft, Bruderschaft, Liebe nennen. Das Dialogische kann auch erotisch verstanden werden. (Allerdings vermischt sich im Eros das Dialogische und Monologische, und «manche Liebesverrückungen sind nichts als Ergötzen an den Möglichkeiten der eigenen Person»). Erst wenn wir aus der Kommunikation zur Kommunion gelangen, sehen wir «einander ins Herz der Augen». Gespräche bleiben dann nicht auf «weltanschaulichem Boden» stecken; keiner braucht seine Ansicht aufzugeben, «nur betreten zwei ins Gespräch vertiefte Menschen ein Reich, in dem das Gesetz der Ansicht nicht mehr gilt». Damit ist die wahre Bedeutung der Toleranz angesprochen.

Freundschaft? Weil Du Du bist, weil ich ich bin.
Gott mein Freund? Eine Anmassung? Eine Kühnheit! Und doch: Er will durch mich zu mir kommen.

Das Leben ist ein Knäuel, ein Teig, keine homogene Masse, ein «Ding» mit Rissen, zerrissen von Konflikten. Wir müssten Brücke sein. Mit unseren Grundworten Verbindungen schaffen. Aber da gibts Hindernisse. Das grösste sind wohl wir selbst. Jeder von uns steckt in einem Panzer, dessen Aufgabe ist, die Zeichen abzuwehren. Denn «Zeichen» geschehen unablässig, wir müssten nur darauf achten. Leben heisst angeredet werden. Aber das Wagnis, antworten zu müssen, ist uns zu gefährlich. Wir wollen die Fragen schon gar nicht hören. Wir vervollkommen von Geschlecht zu Geschlecht den Schutzapparat. Man sagt uns: «Sei ruhig, alles geschieht, wie es geschehen muss, aber du bist nicht gemeint.» Wir schliessen die Ohren, betäuben uns, nicht zuletzt mit dem Fernsehen.

Dieser – unser – Panzer ist nur das erste Hindernis. Eine zweite Gefahr bringt die innere Erfahrung selbst, die wir vielleicht als eine «religiöse» empfinden. Das «Religiöse» kann uns nämlich herausheben. Dazu bemerkt Martin Buber: «...

Drüben war nun die gewohnte Existenz mit ihren Geschäften, hier aber waltete Andacht, Erleuchtung, Verzückung, zeitlos, folgelos. Das eigene Dasein umschliesst also ein Dies- und ein Jenseitssein. (...) Diese Aufteilung ist unrechtmässig, weil sie uns leicht von den Nöten der Mitwelt abhält. Richtigerweise besitzen wir nichts anderes als den Alltag, aus dem wir nie genommen werden. (...) Ich kenne keine Fülle als die Fülle jeder sterblichen Stunde an Anspruch und Verantwortung. (...) Oben und unten sind aneinander gebunden. Wer mit den Menschen reden will, ohne mit Gott zu reden, dessen Wort vollendet sich nicht, aber wer mit Gott reden will, ohne mit den Menschen zu reden, dessen Wort geht in die Irre. (...) Miteinander reden heisst auch: eine Gemeinschaft bilden. Gemeinschaft ist, wo Gemeinschaft geschieht.»

Das Angesprochenwerden ist eine existentielle Tatsache. Lange Zeit gelingt es uns, uns taub zu stellen, aber eines Tages werden wir die Frage dennoch vernehmen: «Wo bist du, Adam? So viele Jahre und Tage von den dir zugemessenen sind vergangen, wie weit bist du derweilen in deiner Welt gekommen?» Alles kommt nun darauf an, ob sich der Mensch diesen – zugegeben unbequemen – Fragen stellt. «Solange dies nicht geschieht, wird das Leben des Menschen zu keinem Weg, sein Leben bleibt weglos.» (Martin Buber)

Wichtig ist aber auch, dass die verlangte Selbstbesinnung nicht in fruchtloser Selbstquälerei erstickt. Gefährlich ist der Gesang des Spottvogels, der mir einflüstert: «Von da, wo du hingeraten bist, führt kein Weg mehr». Solche falsche, verteuflte «Selbstbesinnung» verhindert unsere Umkehr: Wir bleiben im Innern des Labyrinths buchstäblich stecken.

Alles läuft, wenn es richtig läuft, somit auf eine Bejahung des irdischen Lebens hinaus. Was ein Mensch jetzt und hier tut, ist nicht weniger wichtig, nicht weniger wahr als das Leben der kommenden Welt. Beide Welten, die diesseitige und die jenseitige, sind beide in Wahrheit eine und dieselbe. Erinnert uns das nicht an das Heraklit-Wort: «Der Weg hinauf und der Weg herunter ist ein und derselbe»?

Im *Mutus Liber*, dem stummen Buch der Alchemie, finden sich auf wenigen Tafeln nur wenige Worte. Auf der Tafel 14 heisst es: «Bete, lies, lies, lies, lies nochmals, arbeite und du wirst finden.»

Lesen – ein geheimnisvoller Vorgang! Die Schrift, das Visuelle bewegt nicht nur die Augen, sondern ergreift auch die Sinne: Herz, Verstand, Gefühle. Es kommt zum Dialog, und wenn der Leser Glück hat, kann er später das im Buch Erfahrene zu einem Dialog mit andern ausweiten.

Meine Beziehung zu Büchern ist stets eine lebendige geblieben, worüber ich staune, und wofür ich dankbar bin – es ist eine Beziehung, die mich öfters in tiefe Bereiche geführt hat. Lesen als Meditation. Man neige das Ohr zum Buch und erkenne, wie es sich langsam, wie eine Rose, wie eine Lotosblüte, öffnet. Da liegen Botschaften offen oder verschlüsselt vor uns. Gute Texte führen uns stets auf Wesentliches hin. Die Sprache fliesst; sie ist wie ein Fluss, der das Wasser des Lebens führt. Gleichen wir aber nicht zuweilen jenem Mann, der wohl an das Ufer dieses Flusses gelangt ist, ihm aber den Rücken zukehrt? Vielleicht

fürchtet er sich vor dem Neuen, dem Fließenden, dem Wandel. Er müsste eigentlich zugeben, dass die «Substanz» des Lebens nicht das Feste ist, sondern das Flüchtige. Lesen ist aber auch ein Ankämpfen gegen Resignation, Trägheit, Trübsinn.

Lesen ist gewiss ein Königsweg, der den Menschen heute offensteht wie zu keiner anderen Zeit. (Und die meisten der anderen Königswege würden wir ohne die Texte, ohne die Bücher, überhaupt nicht kennen...).

In uns besteht ein existentielles Bedürfnis nach Geschichten, auch nach Mythen und Märchen. Was sind Geschichten anderes als Kleider des Lebens? Des wirklichen oder geträumten Lebens? Leider geben wir uns im Alltag des öfters mit zu billigen «Geschichten», mit Pseudonachrichten zufrieden. Die echten Mythen bejahen das Abenteuer des Lebens. Sie zeigen uns, dass unsere Suche nach dem Sinn des Lebens eigentlich ein Wunsch nach Erfahrung des Lebendigseins ist, Lust auf Lebendigsein!

Aus: Louis Ribaux: *Königswege der Menschheit*, Vortrag gehalten vor der Freimaurer-Loge Humanitas in Libertate, März 1995, unveröffentlicht. Abdruck mit freundlicher Genehmigung der Familie und der Kantonsbibliothek von Appenzell Ausserrhoden, Collectio Magica et Occulta (CMO).

Der lange Hall des Krieges

Der Dokumentarfotograf Meinrad Schade spürt in seinem Langzeitprojekt dem Krieg und dessen Industrie nach. Die Fotostiftung in Winterthur zeigt die Bilder seiner Spurensuche. *von Katharina Flieger*



Stepanakert, international nicht anerkannte Republik Nagorny-Karabach, 2012 © Meinrad Schade

In Stepanakert (Nagorny-Karabach) verfolgt ein Passant mit seinen Kindern begeistert, wie sich die Panzer für die grosse Militärparade am kommenden Tag, dem Unabhängigkeitstag am 9. Mai, in Stellung bringen. Auf der Fotografie nebenan ein weiterer Panzer, auf Spielzeuggrösse geschrumpft allerdings und ferngesteuert: Der Modellpanzer demonstriert an einer der weltweit grössten Waffenmessen in Paris eines der Produkte der russischen Firma Uralvagonzawod, die bis auf Stalins Waffenindustrie zurückgeht.

Denkmäler und Militärparaden, Porträts von Vermissten und Waffenmessen: Sie alle sind Nebenschauplätze des Krieges, Inszenierungen der Erinnerung. Seit über zehn Jahren arbeitet Meinrad Schade an seinem Langzeitprojekt *Vor, neben und nach dem Krieg – Spurensuche an den Rändern der Konflikte*. Darin versammelt er Fotografien, die er seit 2003 im Nahen Osten und in Ländern der ehemaligen Sowjetunion – meist schlicht als «Konfliktgebiete» bezeichnet – aufgenommen hat: Bilder zerstörter Gebäude in Tschetschenien, Alltagsmomente im Leben Vertriebener in Inguschetien, körperliche Folgen von Atombombentests in Kasachstan oder Bilder des Grenzkonflikts zwischen Armenien und Aserbaidschan um das Gebiet Nagorny-Karabach im südlichen Kaukasus, wo seit 1994 zwar Waffenstillstand, aber kein Frieden herrscht. Es sind keine Bilder expliziter Gewalt, wie sie heute massenhaft verfügbar sind, vielmehr sind es teils versteckte, teils überdeutliche Hinweise auf Spuren des Krieges.

Hoffnungslos im Nach-Krieg

Der 1968 in Kreuzlingen geborene Fotograf stellt sich mit seiner Arbeit dem Trend unmittelbar verfügbarer und schnelllebiger Kriegsbilder entgegen. Schade, der sich nach einer Anstellung beim «St.Galler Tagblatt» selbständig machte, beschäftigt sich im Gegenteil mit den langlebigen Folgen und Elementen der Erinnerungskultur. Erinnerungen, die mancherorts ausgiebig zelebriert und inszeniert werden, etwa bei den zahllosen Paraden oder Denkmälern zum Sieg der Sowjets über die Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg. Doch funktionieren Schades Bilder aus der Anfangsphase des Projekts auch als eigentliche Erinnerungsträger, die vernichtet zu werden drohen – wie in Grosny, Tschetschenien. Dort, wo heute nachts Hochhäuser in bunten Farben funkeln (viele davon leerstehend und von Russland finanziert), soll die Vergangenheit um die beiden Tschetschenien-Kriege 1994 – 1996 und 1999 – 2009 aus dem kulturellen Gedächtnis verdrängt werden.

Der kürzlich auf «Arte» ausgestrahlte (und bis Anfang Mai online verfügbare) Film *Tschetschenien – Vergessen auf Befehl* von Manon Loizeau zeigt eindrücklich auf, wie ebendiese Spuren des Krieges, die Meinrad Schade 2003 dokumentiert hat, vom neuen Machthaber Ramsan Kadyrow systematisch unterdrückt werden. Auf die in Schades Ausstellung omnipräsente Frage «Wann ist ein Krieg vorbei?» liesse sich mit einer der tschetschenischen Protagonistinnen im Film antworten: «Tagsüber erscheint das Leben in Grosny schön. Aber in der Nacht beginnt ein anderes Leben: Wir leben in ständiger Angst. Sie ist grösser als damals im Krieg. Es heisst, heute sei Frieden. Doch dies ist eine Illusion: Während des



Waffenmesse, Paris, Frankreich, 2014 © Meinrad Schade

Krieges gab es wenigstens einen klaren Feind. Wir versteckten uns vor Bomben und Heckenschützen, flohen in benachbarte Republiken und hofften auf den Frieden. Heute habe ich keine Hoffnung mehr.»

«Seltsame Normalität»

Schades Fotoessays sind in der Ausstellung teils in thematischen Gruppen nach unterschiedlichen geografischen Gebieten sortiert. Doch wird diese Ordnung immer wieder gebrochen und nach visuellen Analogien formiert, wie beim eingangs beschriebenen Objekt «Panzer». Unter anderem in solchen Entsprechungen und unerwarteten Dialogen liegt für Schade der Reiz eines Projekts, das über einen derart langen Zeitraum verfolgt wird, wie er in einem in der Ausstellung zu sehenden Film betont: So passe ein Bild, das er zehn Jahre zuvor aufgenommen habe, unvermittelt mit einem neuen Bild zusammen.

Bereist man diese Regionen, wird bald eine spezifische Art Normalität auffällig. Ist der Krieg vorbei, sehnen sich alle nach ihr, sie ist dringende Notwendigkeit: Man muss waschen, kochen, essen, leben. Gleichzeitig findet irgendwo eine Waffenmesse statt. Die Herausgeberin des bei Scheidegger & Spiess erschienenen Bildbands, Nadine Olonetzky, nahm in ihrer Eröffnungsrede Bezug auf diese «seltsame Normalität», die aus den Bildern zu spüren sei: «Es sind diese Parallelen, die das Groteske hervorheben – in Schades Bildern kommen sie zum Ausdruck.»

Das «vor», «nach» und «neben» dem Krieg schlägt sich auch im Aufbau des Ausstellungskatalogs nieder: Olo-

netzky und das Grafikerduo Megi Zumstein und Claudio Barandun verzichteten auf einen klassisch chronologischen Aufbau. Stattdessen versuchen sie, über visuelle Parallelen auch inhaltliche strukturelle Zusammenhänge aufzuzeigen. Im Gegensatz zur Ausstellung konzentriert sich das Buch auf den Raum der ehemaligen Sowjetunion und die Kriegsindustrie. Schade sei «Kriegsfotograf, ohne in den Krieg zu gehen». Zum Glück. Denn die Ergebnisse seiner Spurensuche sind, einzeln betrachtet, leise Hinweise auf eine diffuse Maschinerie. In der Gesamtheit der Ausstellung schwellen sie zu einem beunruhigenden Summen an.

Meinrad Schade: *Krieg ohne Krieg*.

Bis 17. Mai, in der Fotostiftung in Winterthur.

Zur Ausstellung erscheint der Bildband *Krieg ohne Krieg / War Without War* im Verlag Scheidegger & Spiess mit Texten von Nadine Olonetzky, Fred Ritchin, Michail Schischkin und Daniel Wechlin. Fr. 54.–

Manon Loizeau: *Tschetschenien – Vergessen auf Befehl*

Bis 2. Mai online verfügbar auf:
info.arte.tv/de/tschetschenien-vergessen-auf-befehl

Der Rubel, das Riet und der Rock'n'Roll

Brisant: Stefan Sprenger bringt die frühe Geschichte des Finanzplatzes Liechtenstein auf die Bühne. *von Anita Grüneis*



Stefan Sprenger, Bild: pd

«Liechtenstein ist eine Utopienfalle. Und hat schon eine Menge guter Leute enttäuscht, die auf den Modellcharakter dieses singulären Staatsprojekts hereingefallen sind», sagt der Liechtensteiner Schriftsteller Stefan Sprenger auf die Frage, wie er sein Heimatland denn gerne hätte. Und fügt hinzu: «Am besten schaut man genau hin, lacht und schreibt ein Stück.» Genau das hat er getan. *Rubel, Riet & Rock'n'Roll* heisst es und wird am 21. April im Tak Theater Liechtenstein uraufgeführt.

Das schnelle Geld

Der Untertitel verrät, wovon das Stück handelt: «Als Liechtenstein reich wurde. Die Jahre 1950 bis 1975». Es ist ein Auftragswerk für das TAK, Sprenger hatte bei der Themenwahl freie Hand. Warum er sich gerade diese Jahre ausgesucht hat? «Mich hat ein Stück zu den Anfangsjahrzehnten des Finanzplatzes in Liechtenstein nach dem Zweiten Weltkrieg gereizt, weil 2012 bereits abzusehen war, dass Liechtenstein am hinteren Ende seiner Finanzsaure ankommen würde. Ein Blick auf die Anfänge bedeutet die Chance, das Thema anders als in den Jahrzehnten zuvor anzugehen, nämlich als mentalitätsgeschichtliche Forschung und nicht als gereizte Pro- und Kontradiskussion zum Finanzplatz.»

Das Stück ist einigen Liechtensteinern bereits im Vorfeld ein Dorn im Auge. Besorgt fragen sie an, ob darin auch Namen genannt werden und wenn ja, welche. Sie sind überzeugt: «Wenn der Sprenger übers Geld schreibt, dann kann das nichts Gutes bedeuten» und fürchten eine Abrechnung. Stefan Sprenger ist ein bekennender Demokrat, und in einem Land, wo der Fürst das uneingeschränkte Sagen hat, ist das für viele verdächtig.

Doch für den 1962 geborenen Stefan Sprenger geht es nicht um Abrechnung. Bereits in seinem Buch *Katzengold* – 2003 erschienen und laut der *Zeit* ein «gescheites, patriotisches, also kritisches Buch über seine Heimat» – hat er sich mit dem Thema des Geldes beschäftigt. Ihn interessiert, wie sich Menschen durch den schnellen Geldzufluss verändern, wie ihre Gesellschaft mutiert, ihre Kultur, ihre Kommunikation, ihre soziale Wahrnehmung. Auch in *Rubel, Riet & Rock'n'Roll* untersucht er die kleinbäuerlich-konservativen Mentalitäten und die katholischen Schuldkomplexe.

Beim Schreiben des Stücks hatte er sich bewusst keine bestimmte Länge vorgenommen. Es wurde denn auch masslos. Regisseurin Brigitta Soraperra und Dramaturgin



Brigitta Soraperra, Bild: pd

Barbara Ellenberger mussten für die Regiefassung um mehr als die Hälfte kürzen und dabei auch auf Hauptfiguren verzichten. Ein schmerzhafter Prozess, meint die Regisseurin. «Wir hätten dem Publikum einen mindestens sechsständigen Abend zumuten müssen, ganz zu schweigen davon, dass wir dann auch viel mehr Probenzeit und ein grösseres Ensemble benötigt hätten.» Dem Autor wünscht sie aber von ganzem Herzen irgendwann eine komplette Uraufführung seines ihrer Meinung nach «absolut gelungenen Textes».

Es gibt noch ein weiteres Problem: Das Stück ist zur Hälfte im Liechtensteiner Dialekt geschrieben. Brigitta Soraperra sieht dies aber als «kreative Chance». So hat sie zu den drei Liechtensteiner Schauspielerinnen und Schauspielern bewusst drei auswärtige gesucht. «Damit haben wir die Innen- und die Aussensicht gleichzeitig auf der Bühne. Dementsprechend wird in unserer Umsetzung die Sprache auch als Mittel der Verfremdung, der Distanzierung eingesetzt.» Eine weit grössere Herausforderung sieht sie allerdings darin, dass diese sechs Ensemblemitglieder insgesamt circa 30 Figuren spielen müssen.

Das persönliche Glück

Ist das Stück eine Art Heimatgeschichte Liechtensteins und deshalb auf einen bestimmten Publikumskreis beschränkt? Soraperra dazu: «Es geht zwar um Liechtensteiner Geschichte, aber die Menschen, die darin vorkommen, können von überall sein. Das, was sie bewegt, ist ja in Wahrheit nicht nur das Geld. Sie sehnen sich nach einem lebenswerten Leben, sie träumen von persönlichem Glück, auch wenn diese Suche – wie überall – ganz bizarre Formen annehmen kann. Was mir bei diesem Stück am besten gefällt, ist, dass es viele schwere, zum Teil auch empörende Dinge, immer aus der Perspektive von Menschen und ohne moralischen Zeigefinger zeigt, sodass ich als Zuschauerin aufgefordert bin, mir zu überlegen, wie ich an seiner oder ihrer Stelle handeln würde. In diesem Sinne ist das Stück ungemein zeitgemäss, auch wenn die Generation unserer Grosseltern und Eltern im Zentrum steht.»

Rubel, Riet & Rock'n'Roll

Dienstag, 21. April, 19.30 Uhr (Premiere), weitere Aufführungen am 22. April sowie am 7. und 8. Mai, jeweils um 19.30 Uhr, Tak Schaan.
tak.li

Wenn der Kopf wegdriftet

Lebzeiten heisst der neue Roman der St.Galler Autorin Christine Fischer.

von Peter Surber

«Solange ich schreibe, praktiziere ich den aufrechten Gang. Es ist eine Form von Widerstand.» Für Lore, die dies schreibt, ist der aufrechte Gang und auch das Schreiben keine Selbstverständlichkeit mehr. Sie nennt, was da mit ihr passiert beziehungsweise bald schon passieren wird, bildhaft «Kopfgeschehen». «Tausende leiden in unserem Land darunter, es ist nichts Neues, man kennt es, und man kennt die Hilflosigkeit, die damit einhergeht.»

Christine Fischers Ich-Figur trotz dieser Hilflosigkeit: Um das «generalisierte Kopfgeschehen» zu bewältigen, fängt sie an zu schreiben. Füllt Hefte, erst das blaue, dann das rote, das gelbe, schliesslich das weisse. Schreibt einen langen «Brief an das Leben». «Liebes Leben, bleib bei mir, verlass mich auch mit meinem löcherigen Kopfherzen nicht.» Lore gelobt Ehrlichkeit, spürt zuerst sogar Abenteuerlust im Erkunden dieses «fernen Kontinents». Und Karl, ihr Mann, hält zu ihr – *Lebzeiten* ist nicht zuletzt der Liebesroman einer Beziehung, die dem «ozeanischen» Auseinanderdriften zweier Leben standhält und daran wächst.

Die Spuren des Kopfgeschehens sind vorerst kaum zu erkennen. Ein Wort fällt Lore nicht ein. Später noch eins und immer häufiger eins. Es sind vor allem Wörter, die man seltener braucht. «Huckepack» kommt ihr nicht mehr in den Sinn, stattdessen schreibt sie «Hauruck»; die «Moränenlandschaft» wird zur «Mondlandschaft», der «Zauderer» zum «Zauberer».

Das Weinen vergessen

Eines Tages klappt es mit dem Schuhe binden nicht mehr. «Ich habe nicht gewusst, dass auch meine Hände ein Gedächtnis haben. Aber so ist es. Und weil sie ein Gedächtnis besitzen, können sie auch vergessen.» In ihrer Verzweiflung schmeisst Lore die Wanderschuhe weg. Beim zweiten Anlauf aber klappt es wieder. Ein Ausfall bloss, vorübergehend. Und doch einschneidend. In Christine Fischers bildhaft präziser Sprache: «Die Erinnerung war zurückgekehrt, doch ich traue ihr nicht mehr. Sie ist ein Vogel in einem Käfig, dessen Gitterstäbe jeden Tag ein wenig mehr auseinanderrücken.»

Es gibt Schübe im Kopfgeschehen – und es gibt Aufschub, zum Beispiel während der Ferienwoche in den Bergen. Aber diese Zeiten des Glücks werden knapper. Lore überlebt einen «Ausreisser» in eine schluchtige Gegend nur knapp: Ihr Kopf und darüber hinaus die schmerzhaft Erinnerung an den «Norweger», die «amour fou» ihrer Jugendzeit, haben ihr einen doppelten Streich gespielt und bringen sie in Lebensgefahr. Später findet sie Plätze nicht mehr, an denen sie vor kurzem war, kann mit dem Namen eines alten Friends nichts anfangen, vergisst einen Streit, der erst gerade vorgefallen war.

Der Besuch mit einer Bekannten im Pflegeheim zeigt Lore, wie es künftig mit ihr kommen könnte. Das Gehen verlernt. Das Weinen vergessen. Sätze wie aus einem fremden Mund, aus einer anderen Welt, «gleichmüdig» dahingesagt.

Immer mehr überlagern sich Gegenwart und Kindheitsvergangenheit. Die Einträge im Heft, inzwischen ist es das dritte, das gelbe, werden kürzer, sprunghafter. Dann wieder lange konzentrierte Passagen. Und erneute Wortfindungsstörungen, im Buch mit drei Punkten markiert – zum Teil wirkt das etwas künstlich, insgesamt aber schafft es ein Lesegefühl wachsender Beklemmung und Spannung.

«Es gibt helle Tage und es gibt dunkle Tage», schreibt Lore. An hellen – oder dunklen? – Tagen spricht sie mit Toten, mit Jeff, dem Freund von einst. Ein Hund, den sie ins Haus gebracht hat, ohne sich daran erinnern zu können, wird ihr Begleiter. Der Penner Erwin, dem der Hund gehört hatte, kommt todkrank in Lores und Karls Haushalt. Sein Sterben hält Lore und alle um sie herum und den Leser in Atem. Und Lore verliert oder findet sich immer häufiger in ihren Kindheitserinnerungen.

Dann kommt Oliver zurück. Der bei Lore und Karl aufgewachsene Sohn der früh verstorbenen Freundin Eileen. Der verlorene Sohn kommt zurück zur sich verlierenden Mutter. Die versteht immer weniger, was Oliver, was Karl, was die Freunde um sie herum reden. Lässt sich aufschreiben, wovon sie glaubt, dass es wichtig ist, «damit ich hier alles beisammen habe».

Verluste und Gewinne

Es ist ein grosses, auch ein riskantes Unterfangen, in Sprache den Verlust der Sprache, im Schreiben die Erosion des Denkens und Wissens und Erinnerns einzufangen. Christine Fischer gelingt es, dies glaubwürdig zu tun. In ihrem Buch steckt viel Wissen und Ahnung vom Werden und Vergehen und von der Gebrechlichkeit der menschlichen Natur, Körper wie Geist. Und dennoch wird daraus kein deprimierendes, sondern ein berührendes und manchmal sogar lebens euphorisches Buch.

Lores Wunsch an die andern, sie nicht an der Lore zu messen, die sie vorher war, sondern als den ganzen Menschen anzunehmen, der sie jetzt ist: Das könnte eine Botschaft dieses Romans sein. «Ich glaube, das Wichtigste ist mitzugehen. Mit dem Leben mitzugehen.»

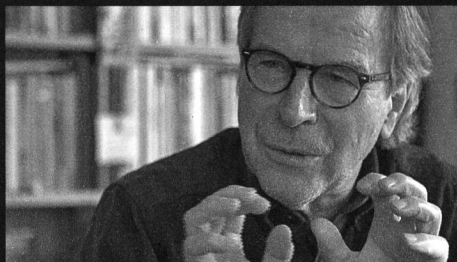


Christine Fischer: *Lebzeiten*, Appenzeller Verlag Schwellbrunn 2015, Fr. 39.90.

Buchvernissage: Donnerstag, 23. April, 19.30 Uhr, Raum für Literatur, Hauptpost St.Gallen.

Mit teilnehmerischem Blick auf die Welt

Zu Heinz Bütlers Film *Merzluft*. von Rainer Stöckli



Klaus Merz. Bild: pixiufilms.com

Wenn Gedichte Partituren sind, wenn Geschichten «Leben aufarbeiten» und Bilder «Fenster öffnen in eine andere Welt» – was leistet, solchem Kunstverständnis gegenüber und darüber hinaus, ein Filmporträt?

Kommenden Herbst wird der Aargauer Schriftsteller Klaus Merz 70. Wir lesen ihn frühestens seit Ende der 60er-Jahre (den Erstling von 1967 bei Tschudi in St.Gallen; die Gedichtsammlung von 1969 bei Sauerländer in Aarau), lesen ihn spätestens – und jetzt regelmässig – seit seinem Kurzroman *Jakob schläft* (Innsbruck, 1997). Und Mitteleuropa ehrt ihn seither sukzessive, bald sinds 20 Jahre: mit Aufmerksamkeit, mit Literaturpreisen, als Juror, mit Lehraufträgen, mit Einladungen als Gastschreiber. Vergangenes Jahr nun hat Heinz Büttler ein filmisches Merz-Porträt vollendet, im April gelangt es in hiesige Kinos.

Leben und Schaffen eines Schriftstellers, der demnächst 70 wird, in einen 62-minütigen Film zu packen: Ist das nicht ein Unterfangen? Die Gabe der Lakonie, die Vorliebe für sparsame Rede, die Kunst diszipliniertesten Erzählens wird Klaus Merz seit gut und gern 40 Jahren attestiert. Kann darauf ein Film antworten? Kann er es mit ebenden Qualitäten? Ein Film, der sich vorgenommen hat, mehr als eine Mischung von Aussensichten, dieser oder jener Stellungnahme der Hauptperson plus Zitatelese herzustellen?

Leben, wo man sich auskennt, und schreiben, wovon man Kunde hat

Für ein Feature ist Bütlers Film allzu vielschichtig. Er holt nicht nur einen erstrangigen Deutschschweizer Autor vor Kamera und Mikrofon, schildert dessen Herkunft, dessen Arrivieren, dessen Gedankengut und stellt dessen literarische Hauptwerke ins Licht. Bütlers Film leistet mehr: Er situert Merz in seinem Wynental, an seiner Neudorfstrasse in Unterkulm, inmitten seiner sowohl bibliothekarisch als auch an Bildern und Grafik reichen Wohnstatt. Porträtiert ist ein Mann in der Region zwischen Aarau, Hallwilersee, Sempachersee – im Osten das Freiamt, im Süden Menziken / Beromünster / Sursee, im Westen Zofingen; geboren und aufgewachsen, geerdet und zu Gange – wenn mans mit Gewässernamen sagen darf: – im Einzugsgebiet der Wyna, der Suhre, der Wigger, der Bünz...

Tatsächlich sind wir Kinogängerinnen gute Strecken lang mit Klaus Merz im Auto unterwegs, werden über Land, werden durchs Dorf chauffiert, fassen eine Talschaft

oder einen Strassenzug ins Auge, werden hingewiesen auf lebenswichtige Plätze, ja aufs geologische Profil dieses Landstrichs. Schad' allenfalls, dass in so einprägsamer Umgegend der schreitende / wandernde / streifende Zeitgenosse Merz zu kurz kommt, der Gänger, der Promeneur.

Ein Film – ein Unterfangen, ja!

Der Begriff passt besser, als man meint. Er bedeutet, dass Einer eine Angelegenheit «von unten her anfasst». Bütlers Film leistet das tatsächlich, sowohl für den Lebensgang als auch für die weit über 40 Jahre eines Arbeitsprogresses. Kann nicht fehlen, dass Büttler dafür Familienfotos einblendet und Buchdeckel oder -umschläge abbildet. Auch die dauerhafte Zusammenarbeit mit dem Künstler und Illustrator Heinz Egger ist gewürdigt. Demgegenüber verlangt einem wie mir die wieder und wieder montierte Zustimmung von Fachleuten im Studio Geduld ab – die Kommentare zu Gedicht oder Prosaauszug, die Überhöhungen, die Elogen. Zwar stammen sie aus berufenem Mund – vom Rezitator Robert Hunger-Bühler, von Markus Bundi, dem Herausgeber der Gesamt-Ausgabe bei Haymon, vom Publizisten Manfred Papst, vom emeritierten Universitätslehrer Peter von Matt, von der Schriftsteller-Kollegin Melinda Nadj Abonji. Das Wertens wirkt jedoch seminarlastig; so, als ob es hinfort und in Ewigkeit nichts mehr zu rütteln, zu deuten, zu säen beziehungsweise zu ernten gebe («Seminar» eigentlich zu semen, «Same»).

Indessen, solange uns Klaus Merz über Land führt und an Orte leitet, dem er beziehungsweise denen er Geschichten verdankt, so lange ist das anders. Auch dann, wenn der Autor, selten einmal, vorliest. Da aufersteht dann einer, der sich als Schrift Stellender begreift. Einer von besonderen Gaben: zu Sesshaftigkeit geneigt, nachdenklich, berührbar, uneitel. Ein halbes Jahrhundert lang mit Sprache befasst, mit Verdichten. Einer mit teilnehmerischem, teilhaberischem Blick auf die Welt, der – vermöchten oder riskierten wir ihn auch – um jeden Preis ergiebig ist. Der Rede wert. Alle Schreibe wert. Extensive Lektüre wert. Und jetzt Bütlers schmiegsames Film-Porträt wert.

Merzluft in Anwesenheit von Klaus Merz:
Freitag, 10. April, 19.30 Uhr Kinok St.Gallen.
kinok.ch

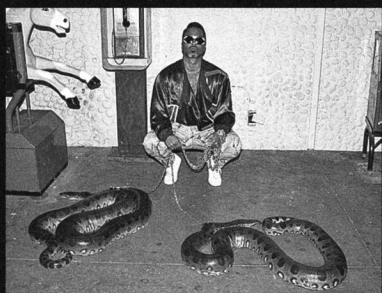
Chic-bunter Afrofuturismus

Das neue Album von Shabazz Palaces ist eine Kampfansage.
Zu hören im St.Galler Palace. von Georg Gatsas

Black Up hiess 2011 das Debutalbum von Shabazz Palaces, bestehend aus Rapper Palaceer Lazaro und dem Multi-Instrumentalisten und Produzenten Tendai «Baba» Maraire. Auf dem Hybrid aus Hip Hop, Dub, Jazz und Electronica machte das Duo aus Seattle auf die Missstände der afroamerikanischen Gesellschaft zu Beginn der 1910er-Jahre aufmerksam – und fand nicht nur in der Hip Hop-Gemeinde eine Zuhörerschaft: *Black Up* landete auf etlichen Jahresbestenlisten und läutete eine neue Ära des schwarzen Selbstbewusstseins ein.

Nun ist das zweite Album da. *Lese Majesty* heisst es und gleich zu Beginn wird mit *Dawn in Luxor* eine Schlacht bis zum Morgengrauen geführt in der Stadt der Paläste. Die letzte Stunde der Thronbesetzer hat geschlagen, die Picassos, Maybachs und das Gold («They come in Gold») haben ihren Glanz verloren, und «Money», der Glaubensspruch des Kapitalismus, der später bei *Motion Sickness* als monotoner Loop auftaucht, verursacht nur Schwindel und Übelkeit. Denn *Lese Majesty* kommt aus dem Lateinischen (*Laesa Maiestas*) und bedeutet mehr als nur Königsbeleidigung: Es ist eine Kampfansage an den König, den Gott, den Staat und das Kapital.

Die Palaststürmer brechen auf psychedelischen Ambient- und Synthesizerflächen gen Himmel auf. Es folgt eine Reise in den sonisch-kosmischen Raum, aufgeteilt in sieben Suiten und 18 Stücke. Dabei treiben Bruchteile und Metafetzen der afrikanischen und afroamerikanischen Geschichte am Space-Ship vorbei, vieles bleibt fragmentarisch, rätselhaft. Nur die tiefen Beats geben die Fahrtrichtung an. Auf diesem Trip rücken Insignien ins Bild, die die afroamerikanische Gegenwart mit einer mythischen Vergangenheit rückbinden: Ägypten, schwarze Hengste, Kopfbedeckungen und Ketten – auf dem Foto zum Album führt Rapper Palaceer Lazaro zwei Pythons an der Leine.



Parliament, Perry und Monáe

Das Album *Lese Majesty* mitsamt den Videoclips des Hip Hop-Duos ist ein Beispiel dafür, wie afroamerikanische Kultur es – im Gegensatz zur weissen Avantgarde – immer wieder schafft, das Neue nicht als Bruch mit dem Alten zu denken, sondern als Brücke. Das mythische Ägypten und das Seattle der Gegenwart, Echo-Raps gepaart mit sanften Soulstimmen und dem verschleppten Beat der Maschinen: Alles passt zusammen. Die Ikonografie ihres chic-schockigen, bunten Afrozentrismus ist bekannt: Funk-Acts wie Parliament hievten die Motherships, die zu einem imaginären Afrika reisen soll-

ten, auf ihre LP-Cover. Dub-Musiker wie Lee Perry kündeten vom Planet Dub, die Soulsängerin Janelle Monáe posierte als Kleopatra mit goldenen Wolkenkratzern auf der Mütze für ihr Album *The ArchAndroid*.

Der Hohepriester des Afrofuturismus aber wurde schon vor langer Zeit in einer anderen Dimension geboren – 1993 ist er angeblich für Ungläubige gestorben: Sun Ra. 1914 tauchte der selbsternannte Wiedergänger des ägyptischen Sonnengottes erstmals als Baby im amerikanischen Alabama auf und wird seitdem mit seinem Raumschiff als Gesandter von Outer Space in aller Welt sehnsüchtig erwartet. 1974 setzte ihm der Blaxploitationfilm *Space is the Place* ein fantastisches Denkmal – das Palace hat eine gleichnamige Partyreihe und auch Shabazz Palaces berufen sich auf den Alien-Drum Sun Ra und seinen Afrofuturismus. Es geht dabei um eine Queerness of Color, um eine Fluchtbewegung aus der weissen, schlechten Gegenwart.

Das Schwarz-Sein in Frage stellen

Sun Ras Space-Ship ist ohne das Slave-Ship nicht zu denken. Die berühmt-berüchtigte Mittelpassage, die die Route des Menschenhandels zwischen Afrika, Amerika und der Karibik bezeichnet, ist die Voraussetzung für den sogenannten Schwarzen Atlantik; dieser wiederum beschreibt den Transferaum afroamerikanischer Kultur. In der Metapher des Black Atlantic sind all die Geschichten eingeschrieben, die vom Motherland Afrika, den Plantagen und den Ghettos in den Inner Cities handeln und heute noch im afroamerikanischen Bewusstsein mitschwingen.

Es mag gute Gründe geben, das Denken in Hautfarben, in Afrozentrismen und in Blackness auch von schwarzer Seite her anzuzweifeln. Auch Lazaro rappt auf *New Black Wave* von post-schwarzen Zuständen – dennoch werden Pluto und Saturn in den gleichen Zeilen mit dem Shabazz Palaces-Raumschiff angesteuert. Einem Raumschiff, das in *Space Is The Place* mit nichts anderem als Musik angetrieben wird – Musik, die bei Sun Ra, dem Mystiker und Erneuerer des Jazz, mit Vorliebe aus dem Moog-Synthesizer kam oder von seinem ausserirdischen Orkestra gespielt wurde. Der Maschinenraum, mit dem das Hip Hop-Duo aus Seattle sein Space-Ship antreibt, heisst Protect and Exalt Labs, analoges und digitales Instrumentarium komplex miteinander verknüpft – Erwähnung findet es schon beim Abflug auf dem Opener des Albums.

Sun Ra war ein Vorkämpfer für einen schwarzen Universalismus, in dem das Schwarz-Sein selbst permanent in Frage steht. Shabazz Palaces tun dies mit *Lese Majesty* dezidiert im Jahre 2015.

Space ist the Place mit Labor & Nuuk:
Freitag, 3. April, 22 Uhr, Palace St.Gallen.
Shabazz Palaces: Mittwoch, 15. April,
20 Uhr, Palace St.Gallen.
palace.sg

Von der Lust und der Last des Erbens

Erben ist in der Regel positiv besetzt. Dabei wird ein materieller oder ideeller Mehrwert erwartet. Aber Erben hat auch negative Aspekte. Mit beiden Seiten befasst sich die Ausserrhoder Kulturlandsgemeinde Anfang Mai. *von Harry Rosenbaum*

Schon der Austragungsort – der Kursaal Heiden – ist ein Erbstück baugeschichtlicher Art. Er gilt als beispielhafter Zeitzeuge der international geprägten Schweizer Moderne der späten 50er-Jahre. Die Baute ist ein Werk des aus Heiden stammenden Architekten Otto Glaus (1914–1996). Den Tanzsaal hat der bekannte Schweizer Vertreter der realistischen Malerei, Mario Comensoli (1922–1993), mit zwei Wandfresken ausgestaltet.

«Wir erben – wir Erben» lautet das Thema der inzwischen zehnten Kulturlandsgemeinde. Dabei geht es um Güter, Gene und Geschichten, die über Generationen weitergegeben werden. Es geht auch um Materielles und Ideelles, um Ressourcen und Lasten, um Debatten und Kunst, um Tanzschritte und Netzwerke zum Erben und Vererben.

Warum dieses Thema? Hanspeter Spörri von der Projektgruppe sagt, die Kulturlandsgemeinde suche immer nach umfassenden Themen, die sich politisch, kulturell und wissenschaftlich ausleuchten liessen. Gewünscht sei eine interdisziplinäre Debatte, an der sich Leute aus verschiedenen Fach- und Sachgebieten beteiligen könnten. Erben, ist Spörri überzeugt, habe auch Einfluss auf kulturelles Schaffen. «Es sind viele Aspekte und auch Verantwortungen damit verbunden».

Die Last der Clans

Auf einem der drei Podien der diesjährigen Kulturlandsgemeinde sitzt Ulrike Langbein vom Seminar für Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie an der Uni Basel, eine ausgewiesene Erbspezialistin. Sie ist in einer Familie aufgewachsen, in der das Erben immer ein Thema war und hat eine Dissertation mit dem Titel: «Geerbte Dinge. Soziale und symbolische Bedeutung des Erbens» geschrieben.

Ihr Konzept habe sie dem ökonomistisch verengten Blick entgegengestellt, der auch den gesellschaftlichen Diskurs dominiere, sagt die Kul-

turwissenschaftlerin. Wer Erbe ausschliesslich im Sinne von Vermögenswerten denke, die soziale Ungleichheit reproduzieren, meine es gut, mache es sich aber zu einfach. Sie verstehe unter Erben eine Kulturtechnik der Bewahrung, genauer: die intergenerative Übertragung von Werten, die sich ideell oder materiell ausbuchstabieren können – bewusst oder unbewusst.

«So kann ein Füllfederhalter, der vom Vater auf den Sohn übergeht, den beruflichen Erfolg eines Arztes symbolisieren und den Sohn auffordern, dem väterlichen Vorbild zu folgen», deutet Langbein die Sinnbildlichkeit des Erbens. «Es wird also ein Bild von Männlichkeit und ein gesellschaftlicher Status vermittelt, der fortgeschrieben werden soll. Ein abgegriffener Hammer erinnert etwa an das handwerkliche Geschick des Onkels, der Meister in einer Fabrik war und zugleich an den zupackenden Sozialdemokraten in ihm, dessen politisches Erbe bewahrt wird. Und mit einem Bauernhof ist meistens die Botschaft verbunden, ihn nicht zu verkaufen und den Clan weiterhin im Boden zu verankern – selbst wenn dort niemand mehr leben will.»

Erben schafft Orientierung – und Konflikte

Für Langbein setzt das Erbe Normen, ist Handlungsaufforderung und ethische Orientierung. Mit dem Erben agierten Familien als Wertegemeinschaften. Das Erbe sei familiäres Eigentum, das den Einzelnen überdauern solle. So entstünden auch Konflikte. Bei geglückten Erbprozessen existiere ein Wertekonsens. Manchmal müsse das Erbe auch verändert werden, damit es überleben könne: Ein Haus wird nicht verkauft, aber vermietet. Bei Erbschaftsverweigerungen taue das Erbe aus der Vergangenheit nicht mehr in der Gegenwart. Andere Brüche erfahre das Erbe von aussen: Kriege, Holocaust, Flucht, Enteignung.

In Deutschland gibt es mittlerweile einige Erbinnen-Netzwerke. Ulrike Langbein berät eines davon. Oft seien es reine Frauennetzwerke, sagt sie. Frauen würden oft älter als Männer und müssten dann die Vermögen der Familien verwalten. Die Netzwerke seien seit den 1980er Jahren zunächst als eine Art Selbsthilfegruppe entstanden. Dafür gebe es mehrere Gründe. «Die Erbinnen stammen vielfach aus Generationen oder Milieus, in denen Frauen nicht berufstätig waren», sagt Langbein. «Männer erwirtschafteten und verwalteten das Vermögen der Familien. Viele Erbinnen sagten mir, dass sie keine Ahnung von Geld hätten und sich vom Erbe überfordert fühlten.»

Neid sei untrennbar mit dem Erbe verbunden, sagt Langbein weiter. Einige der Frauen seien vermeintlichen Freunden auf den Leim gegangen und ausgenommen worden, und viele würden am Arbeitsplatz gemobbt: «Mach Platz, Du hast genug!» Zu bedenken ist auch, dass negative Implikationen wie Krieg, Traumata und Unrecht mitvererbt werden.

Bei vielen Erbinnen bestehe Gesprächsbedarf, den andere als «Luxusproblem» diffamierten, resümiert Langbein. Geld suche Sinn, also überlege man gemeinsam, welche gemeinnützigen Projekte gefördert werden.

Murer, Hirschi, Dähler...

An den drei Podien nehmen neben Ulrika Langbein u.a. die Psychologin Maja Wicki, die Journalistin Agnes Hirschi, die das Erbe des Flüchtlingshelfers Carl Lutz betreut, die Cembalistin Marie-Louise Dähler, der Soziologe Kurt Lüscher oder der Fotograf Ueli Alder teil. Die Hauptrede am Landsgemeindedesontag hält der Filmemacher Fredi M. Murer.

2. und 3. Mai, Kursaal Heiden
kulturlandsgemeinde.ch

Neuer Zirkus aus dem Feuerwehrauto

Ein Feuerwehrauto, ein Zelt und viel Leidenschaft: Das Karfunkel Kabinett macht «Cirque Nouveau» mit Theater-elementen. Die Tournee startet an der Rhema – wo die Kabinett-Künstler auf bierselige Rheintaler und Hansi Hinterseer treffen. von Urs-Peter Zwingli



Ferkel Johnson auf dem Karfunkel-Dach. Bild: Katia Rudnicki

Ferkel Johnson tanzt anrühige Szenen, reisst derbe Witze als Clown, singt traurig-komische Lieder, die er mit der Ukulele begleitet. Vor allem aber ist Ferkel Johnson eines: Reisender. Seit Jahren ist der 33-jährige Berliner, der eigentlich Merlin Pohse heisst, als Schauspieler und Clown in der ganzen Welt unterwegs. 2012 und 2013 trat er mit dem jurassischen Cirque Starlight in der Westschweiz auf. «Seit ich den Zirkus verlassen habe, vermisse ich dieses Leben. Unterwegssein und Theater zu den Menschen zu bringen, ist meine Leidenschaft», sagt der ausgebildete Pantomime, der als freier Künstler auftritt und sich in Berlin etwa im Burlesque – eine Art Strip-tease mit künstlerischem Anspruch – einen Namen gemacht hat.

Nun hat Pohse gemeinsam mit der Ostschweizerin Katia Rudnicki das Karfunkel Kabinett gegründet, einen schrägen Mini-Zirkus, der diesen Sommer in einem Oldtimer-Feuerwehrauto durch die Schweiz reist. Tourneestart ist Ende April an der Rheintalmesse (Rhema) – bei der einem ja eher biertrinkende Horden in den Sinn kommen statt progressiver Zirkus. Pohse nimmt es gelassen: «Ich habe gesehen, dass auch Hansi Hinterseer an die Rhema kommt, und freue mich sehr darauf.» Und sowieso gehe es mit dem kleinen Karfunkel Kabinett darum, nahe bei den Leuten zu sein. «Unser Zelt ist so klein, dass es überall hinpasst, aber trotzdem gross genug, um eine eigene Welt zu erschaffen.»

Ostschweizer Zirkuskultur fördern

Hinter Karfunkel steht aber mehr: Es ist das erste Projekt des kürzlich gegründeten «Vereins zur Förderung circensischer Kultur in der Ostschweiz», kurz Rejnvalo (Rheintal in der Kunstsprache Esperanto). Mit Pohse stehen die beiden Ost-

schweizer Katia Rudnicki und Ralf Eberle hinter dem Verein. Sie sind im Rheintal beziehungsweise im Sarganserland aufgewachsen, leben aber mittlerweile nicht mehr dort. Ziel von Rejnvalo ist es, der Heimat etwas zurückzugeben und Geschichten zu erzählen, die beide in der Fremde erlebt haben. «Rejnvalo will zudem Zirkus als Kunstform aus der verstaubten Ecke holen», sagt Pohse. Man sehe sich als Vertreter des «Cirque Nouveau», einer Zirkusform, die Theater-elemente betont und einen dramaturgischen roten Faden hat. Tiere – wegen deren Haltung der traditionelle Zirkus oft kritisiert wird – kommen im «Cirque Nouveau» nicht vor. Kostüme, Clownerie und Artistik haben jedoch weiterhin ihren festen Platz. Und auch Popcorn (den Zirkus-Snack schlechthin) wird es im Karfunkel geben. «Cirque Nouveau»-Vertreter in der Schweiz sind etwa der Zirkus Rigolo, der erwähnte Cirque Starlight oder der Weihnachtszirkus Salto Natale von Rolf Knie. Weltweiter Vorreiter der Kunstform ist der Cirque du Soleil aus dem kanadischen Montréal.

Auf der Karfunkel-Tournee, deren genauer Verlauf noch offen ist, soll je nach Auftrittsort und -zeit eine Kinder-show und/oder ein Erwachsenenprogramm gezeigt werden. An der Rhema tritt Pohse mit seinem langjährigen Bühnenpartner Lukas Besuch als «Duo Desolato» jede volle Stunde im eigenen Zelt auf, in dem bis zu 40 Personen Platz haben. Das Rhema-Programm ist eher auf Kinder ausgerichtet, so wird es etwa auch spielerische Zirkustrainings geben.

Da Pohse gut vernetzt ist, sollen an den verschiedenen Spielorten weitere Artisten oder Musiker hinzukommen. «Denkbar ist auch, eine offene Bühne abzuhalten oder Strassenmusiker einzuladen – das Programm unterwegs gestalten wir spontan», sagt Pohse. Seine Freundin, die Fotografin und Karfunkel-Mitbegründerin Katia Rudnicki wird das gemeinsame Leben auf Achse zudem mit ihrer Kamera dokumentieren. Das Karfunkel Kabinett, benannt nach seinem roten Transportmittel, einem Mercedes-Feuerwehrauto aus dem Jahr 1968, will sich auf kleinere Orte und Gaukler- und Zirkusfestivals konzentrieren.

Es lockt das Abenteuer

Für die Zeit nach der Tournee plant Rejnvalo derzeit eine grössere Show namens *Finizjun* in der Ostschweiz. Angedacht ist ein Zirkusspektakel im Versuchsstollen Hagerbach in Flums. Das verzweigte Stollensystem soll den würdigen Rahmen bieten für eine düster-komische Show. Auftreten sollen internationale Künstler, darunter Pantomimen, Clowns, Burlesque-Tänzerinnen und -Tänzer sowie Luftartisten. «Zurzeit ist die Durchführung aber nicht sicher, da wir noch Sponsoren suchen», sagt Pohse. Wie der traditionelle Zirkus kämpfen auch künstlerische Klein-Zirkusse hart um einen Platz im gut gesättigten Schweizer Unterhaltungsmarkt. Doch reich zu werden ist so oder so nicht das Ziel, dem Karfunkel auf den (Land-)Strassen der Schweiz nachfährt. «Uns lockt nichts weniger als das Abenteuer», sagt Pohse.

Karfunkel Kabinett an der Rhema: Mittwoch, 29. April bis Sonntag, 3. Mai, Allmendplatz Altstätten.
rejnvalo.ch

Monatstipps der Magazine aus Aarau, Basel, Bern, Luzern, Olten, Vaduz und Winterthur

JULI


Jenseits von gut und böse?

Das Stapferhaus in Lenzburg hat sich mit Ausstellungen zu Themen aus unserem Alltagsleben einen Namen gemacht. In der aktuellen Schau geht es um das liebe Geld: Was ist es uns wert und welchen Preis bezahlen wir dafür? Ist es gerecht verteilt? Wie viel brauchen wir davon, um glücklich zu sein? Solche und andere Fragen werden in der Schau und in den Veranstaltungen verhandelt.
Geld. Jenseits von Gut und Böse. Bis Sonntag, 29. November, Zeughaus Lenzburg.
stapferhaus.ch

Programmzeitung
Kultur im Kanton Basel


Tragödie und Farce

Bei Karl Marx steht, mit Bezug auf Hegel, geschrieben, dass sich Geschichte zweimal ereigne: «das eine Mal als Tragödie, das andere Mal als Farce». Gibt es einen besseren Nährboden für Cartoonisten? Wohl kaum. Wer sich davon überzeugen möchte, dem sei ein Gang in die Peter Gut-Ausstellung empfohlen. Die Bilder und Karikaturen der spitzen Edelfeder bringen das Tragikomische der Geschichte bis weit über die Tagesaktualität hinaus auf den Punkt.
Peter Gut. Fürs Leben gezeichnet Bis Sonntag, 21. Juni, Cartoonmuseum Basel.
cartoonmuseum.ch

BKA
BERNER KULTURAGENDA


Ostern im Kairo

Ostern ist die beste Zeit, um wieder einmal dem schönsten Lokal von Bern einen Besuch abzustatten. Und dass das Café Kairo gleich noch ein Mini-Musikfestival aus dem Boden stampft: umso besser! «Dem Hasen was auf die Ohren» findet zum ersten Mal statt. Es spielen die Berner Indiehelden Labrador City, MyKungFu (Bild), Nick Porsche von den Bielern Puts Marie und Palin & Panzer aus Zürich.
Dem Hasen was auf die Ohren Donnerstag, 2. bis Samstag, 4. April, Café Kairo, Bern.
cafe-kairo.ch

041
Das Kulturmagazin


Der Teufelsmaler

Kürzlich war der eindruckliche Dokumentarfilm «Danioth – Der Teufelsmaler» im Kino zu sehen, nun widmet das Haus für Kunst in Uri dem Künstler eine Ausstellung. Sie zeigt Werke von Heinrich Danioth, kombiniert mit Arbeiten anderer zeitgenössischer (vielfach expressionistischer) Künstler wie etwa Hodler, Segantini, Kirchner oder Giacometti, um Verwandtschaften und Unterschiede aufzuzeigen.
Danioth und Weggefährten bis Sonntag, 17. Mai, Haus für Kunst, Uri.
hausfuerkunsturi.ch

KOLT

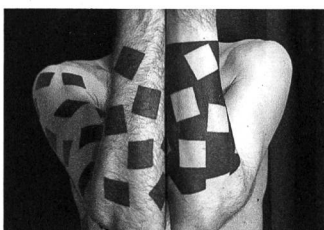

Uneinordentlicher Philosokomiker

Peter Spielbauer ist Komiker, Kabarettist, Poet, Artist und Philosoph; fünf Begriffe für einen grossartigen Künstler. Der Philosokomiker aus Bayern ist ein uneinordentlicher Mensch, dem viel Unerklärliches einfällt, das er auf geniale Weise unter die Leute bringt. Seine tief sinnigen und äusserst amüsanten Programme sind jenseits konkreter Zuordnungsmöglichkeiten.
Alles Bürste!
Freitag, 24. und Samstag, 25. April, 20.15 Uhr, Theaterstudio Olten.
theaterstudio.ch

KUL


Blick auf Liechtenstein

Liechtenstein in den 50er-Jahren: den Krieg unbeschädigt überstanden, die Dörfer in der Hand von Pfarrer und Lehrer, Traditionen ungebrochen, Europa entdeckt den Fleck am jungen Rhein als Niedrigsteuerland. Im Rahmen von «Rubel, Riet & Rock'n'Roll» haben sich Stefan Sprenger, Roman Banzer, Brigitta Soraperra, Werner Marxer und Barbara Ellenberger auf Feldforschung in die jüngere Vergangenheit Liechtensteins begeben.
Rubel, Riet & Rock'n'Roll Premiere: Dienstag, 21. April, 19:30 Uhr, TAK Schaan.
tak.li

Coucou


Unter die Haut

Der Anteil an Menschen mit Tätowierung gemessen an der Gesamtbevölkerung schwankt je nach Quelle, bewegt sich aber meistens im 20-Prozent-Bereich. Das wären demnach etwa 22'000 Winterthurerinnen und Winterthurer, die mindestens eine der permanenten Zeichnungen auf ihrer Haut tragen. Zur weiteren Inspiration bietet sich die Tattoo Convention in den Eulachhallen also definitiv an.
Winterthur Tattoo Convention Samstag, 11. und Sonntag, 12. April, Eulachhallen Winterthur.
tattoo-convention.ch

Mit Saiten zusammen bilden diese unabhängigen Kulturmagazine die Werbeplattform «Kulturpool» und erreichen gemeinsam eine Auflage von über 200'000 Exemplaren.
kulturpool.biz